Beyträge
zu den
Anekdoten
und
Charakterzügen
aus
dem Leben
Friedrichs des Zweiten.

Zweiter Heft.

Berlin und Frankfurt a. d. O.
Bei Johann Andreas Kunze.
1788.

Der König hatte einen von seinen zwölf Leibjägern als Förster in Schlesien angestellt. Als der Monarch zur Revüe dahin reiste, stieg er bey demselben ab, und fragte ihn, ob er mit seinem gegenwärtigen Schicksal zufrieden sey?

O ja! antwortete der Förster; ich danke Ewr. Majestät, daß Sie die höchste Gnade gehabt haben, mir in meinem Alter ein ruhiges Brod zu geben; aber! — (hier zuckte er mit den Achseln.)

Nun, was aber, sagte der König, wenn er zufrieden ist?

Meine Wohngebäude sind in so traurigen Umständen, daß ich täglich risquire, sie werden mir überm Kopf zusammenfallen.

Ja, da kann ich ihm nicht helfen; er muß sich an die — Kammer in — wenden.

Ich habe schon dreymal geschrieben, aber keine Erhörung gefunden.

Wer weiß, wie, und ob er auch recht geschrieben hat.

Eben so, antwortete der Förster, als wenn ich an Ewr. Majestät selbst schreibe.

Nun, wie denn?

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtig-
„ster König! Allergnädigster König
„und Herr!"

Und haben ihm doch nicht geantwortet? das ist böse!

Der König gieng einigemal die Stube auf und nieder, und befahl dem Förster, Feder, Papier und Dinte zu bringen.

Nun schreib' er, sagte der König, ich werde ihm dictiren, eben so, wie er vor-

her geschrieben hat. Allerdurchlauchtigster ꝛc.

„Seine Königliche Majestät befehlen Ewr. Königlichen Majestät, die Wohngebäude des Försters H. *** zu *** à dato in 4 Monat spätstens in baulichen Stand zu setzen, widrigenfalls versichern Seine Königl. Majestät, daß Ewr. Königlichen Majestät das Donnerwetter auf den Kopf fahren soll.“

Nun unterschreibe er weiter wie gebräuchlich,

ich ersterbe ꝛc.

Der Förster befand sich während des Schreibens in größter Verlegenheit, und äußerte, das er unglücklich würde.

Dafür laß er mich sorgen, sagte der Monarch, gebe er mir eine Feder und den Brief her. Der König schrieb ad marginem in dieser Vorstellung:

Wenn das Gesuch des Försters H. ** wieder nicht statt findet, so werde ich mit Ewr. Majestät selbst sprechen.

Friedrich.

Gleich nach Eingang dieser Vorstellung, wurde von der Kammer eine Deputation mit Extrapost abgefertigt, und bey der Retour des Königs waren alle Hände beschäftigt, den Befehl desselben zu vollziehen.

Der König befand sich in seinem Kabinet ganz allein, und klingelte nach einem von seinen Kammerlaquaien, — es kam aber niemand. Der Monarch ging selbst ins Vorzimmer, wo sich die Leute aufhalten müssen, aber auch hier war keiner zu finden. Wie der König durch verschiedene Zimmer gegangen war, kam er an eine

Schildwacht, welche das Gewehr präsentirte:

Geht hin, sagte der König, und holt mir einen Schäker von Kammerlaquaien!

Das kann ich nicht, sagte der Soldat, ich muß auf meinem Posten bleiben, aber wenn Ewr. Majestät mich ablösen wollen, so will ich gleich gehn!

Der Soldat machte Gewehr hoch, und überreichte solches dem Könige, welcher es annahm und neben sich setzte, auch dabey so lange stehen blieb, bis der Soldat wieder zurück kam. Der König gab ihm das Gewehr eigenhändig wieder, und sagte:

Ihr seyd ein braver Soldat, der den Dienst versteht.

Er ließ ihm hernach ein reichliches Geschenk reichen.

Der König glaubte seinen Cabinetsrath St. noch im Expeditionszimmer zu finden, und verfügte sich dahin. Der Cabinetsrath war aber schon weg, dagegen fand er einen jungen Menschen sitzen, welcher schrieb.

Wer ist er? fragte ihn der Monarch.

Ich bin der Schreiber von dem Cabinetsrath St. **

So, sagte der König, kann er schreiben?

Diese Frage setzte zwar den jungen Menschen in große Verlegenheit, er bejahete solche aber mit ziemlicher Freymüthigkeit.

Nun so schreib er:

„Wenn ein guter Reuter ein gutes Pferd hat, so bedarf er weder Spießgärte noch Sporen." —

Sporen, wiederholte der Schreiber ganz leise, und der König fuhr fort zu dictiren!

Er darf nur mit dem Munde machen:

(Hier klatschte der König einigemal mit der Zunge.)

Der Schreiber fand sich betroffen, dieses mit der Feder nicht ausdrücken zu können, welches seine Verlegenheit bis aufs äußerste trieb, so daß er die Feder sacht niederlegte.

Nun sieht er wohl, daß er nicht schreiben kann!

Der König kehrte sich um, und ließ ihn beschämt allein.

In der letzten Krankheit befand sich der König so schwach, daß der Kammerhusar ihn auf sein Apartement führen mußte. Der Kammerhusar war noch beschäftigt, ihm hülfreiche Hand zu leisten, als die Geschichte

schon los ging, und dem Kammerhusaren die Hand beschmutzte.

Der König, welcher dieses augenblicklich bemerkte, sagte mit beweglicher Stimme:

So gehts, wenn der Mensch alt und schwach wird, — geht und wascht euch geschwind!

Wie der Kammerhusar ihn wieder zur Ruhe gebracht hatte, befahl ihm der Monarch nach einer Schatoulle zu gehen, wo er sich eine Rolle herausnehmen mußte.

Hier habt ihr Seife, sagte der König! es waren 20 Friedrichsd'or.

Der König war zur Wachtparade gewesen, und fand bey seiner Zurückkunft in einem Zimmer einen krystallnen Kronleuchter ganz zerschmettert auf dem Fußboden liegen.

Er ward hierüber aufgebracht, und ließ sämtliche Bediente zusammen kommen, um zu untersuchen, wer diesen Schaden verursacht habe. Keiner von diesen Leuten wollte es gestehen, welches den König noch mehr erhitzte.

Endlich trat einer hervor, und sagte, Ihro Majestät, ich will es nur gestehn, ich bin so unglücklich gewesen!

Aber wie habt ihr das gemacht? fragte der König weiter.

Ich wollte die Lichter aufsetzen, sahe mich im Spiegel, der gegenüber hängt, und da fiel die Krone herunter. Ihro Majestät, ich war halb todt!

Hundsfott, das ist nicht wahr, sagte der Monarch, kehrte sich um, und fand sich in diesem aufrichtigen Geständniß befriedigt.

Bey dem Scharmützel bey Görlitz hatte der Koch des Marggrafen Carl einen Soldaten gefangen gemacht, und präsentirte solchen dem Könige! Wer ist er? — Koch!

Bleib er doch bey seiner Kelle! war das Douceur, so ihm der König sagte.

Der König kam den Tag vor der Torganer Bataille in ein Dorf, wo er Nachtquartier zu finden glaubte.

Kann ich in diesem Hause bleiben? fragte der Monarch einen Menschen, der vor der Thür stand. Nein, sagte dieser, es ist nur ein ordentliches Zimmer hier, und da logiret der Marggraf Carl. Im Hintergebäude sind keine Dielen in den Stuben!

„Nun so wird mich wohl ein Bauer an„nehmen,"

antwortete der König, und ritt weiter. Der Mensch war ebenfalls der Koch vom Marggraf Carl.

Im siebenjährigen Kriege befürchtete der König vom Feinde, so der Armee gegenüber im Lager stand, des Nachts einen Ueberfall.

Der Monarch befahl zwar, daß sich die Leute niederlegen, aber munter bleiben sollten; weil er selbst willens war, den Feind bey anbrechendem Morgen anzugreifen.

Der König bedeckte sich mit seinem Mantel, und legte seinen Kopf auf einen Tornister.

Wer erzählt mir etwas? sagte der König zu einigen Grenadiren, damit ich auch völlig munter bleibe.

Ich Ewr. Majestät sagte einer sogleich, und fing eine Feengeschichte im hochtrabenden Ton an.

Der König hörte ihn eine Weile ruhig an, der Soldat aber vergaß sich im Erzählen, und es entfuhr ihm der Ausdruck:

Ein Hundsfott, ders nicht glaubt.

Sogleich antwortete der König, ich glaube es, aber hört auf, ich will nichts weiter von euch wissen.

Bey einer gewissen Gelegenheit wollte ein bekannter Geistlicher, dessen Name sich mit einem D. anfängt, und mit rich endigt, dem Könige eine Glückwunschrede in Versen halten.

Dieser Geistliche war von Person sehr klein, und redete den König an: „Halber Gott! großer Friedrich;" hier fing er an

zu stottern, und konnte nicht weiter sprechen.

Der König antwortete ihm gleich: „Ganzer Narr, kleiner D—rich;" kehrte sich um, und ließ den Redner stehn.

Der Kammerhusar Z. hatte des Nachts die Wache beym Könige, und glaubte, daß der Monarch eingeschlafen wäre.

Gerade dem Bett über hing ein Spiegel, und vor diesem stand eine Toilette mit verschiedenen Dosen, so immer mit Toback angefüllt waren.

Der Kammerhusar schlich sich sacht zur Toilette, und nahm aus des Königs täglicher Tabatiere eine Priese.

Dieses sahe der Monarch, und nach einer ganzen Weile rief er den Kammerhusaren, „gebt mir die Dose!"

Ferner — macht sie auf, — — nehmt doch ein Prisgen!

Dem Kammerhusaren fiel dieses sehr auf, machte eine Verbeugung nach der andern, und entschuldigte sich, daß er keinen Toback brauchte.

Hier wurde der Monarch böse, und sagte: „Schäker, behalt die Dose, einem „Herrn kann sie nur gehören.“

Dieser Mann glaubte nunmehro die Gnade des Königs verloren zu haben, allein seine Furcht war ohne weitere Folgen.

Nach einer glücklichen Bataille, wo sich die Husaren besonders hervor gethan, fragte der Monarch einen Trupp, so ihm begegnete:

„Aber Husaren, wie könnt ihr euch wagen, auf die schwere Cavallerie einzu-

hauen? die Kerls haben ja die Köpfe mit Eisen beschlagen!"

Ein Husar antwortete dem Könige: Ihro Majestät, wir hauen sie von unten in die Flabbe hinein!

Ueber diese Antwort lachte der König recht herzlich.

Der König ließ vor einigen Jahren seinen Juvelier von Berlin zu sich nach Potsdam kommen; dieser nahm ein ganzes Sortiment Waaren mit, weil er glaubte Geschäfte machen zu können.

Wie gehts, mein lieber B***? redete ihn der König an.

Schlecht Ihro Majestät.

Ja das glaube ich wohl, ich habe auch kein Geld, und er glaubt vielleicht bey mir

etwas zu verkaufen: aber ich will ihn nur sehen!

Hör' er, mein lieber B***, erzählte der König unter andern, wie ich zuletzt in Schlesien gewesen bin, habe ich die Bemerkung gemacht, daß sich die Kaufleute dort weit mehr Mühe geben, und sich um ihre Geschäfte mehr bekümmern, als die Leute in Berlin.

Dort ist in Breslau die Einrichtung, das die Thore sehr frühe gesperrt, und kein Spaziergänger wieder eingelassen wird. Sie bleiben in ihren Schreibstuben sitzen, und wenn ihr Posttag geendiget ist, so besucht ein Freund den andern, und läßt sein bisgen Essen hinter sich her tragen.

Das thun die Berliner nicht, die machen aus der Nacht Tag, und aus einer Stadt ein Dorf.

Nun

Nun ich das weiß, habe ich befohlen, daß die Thore erst um 10 Uhr geschlossen werden sollen.

Ein gewisser Staabscapitain vom * * Regiment hatte in Berlin die Schloßwache. Sein Chef war ihm eben nicht sehr gewogen; besonders wollte er seinen Adel nicht geltend sehen, obgleich dieser Capitain von jedem Offizier und Bekannten geschätzt wurde.

Alles, was in den Thoren von B * * einpassirt, muß auf der Hauptwacht gemeldet werden, worüber der Regimentsschreiber, Namens des wachthabenden Offiziers, einen ganzen Rapport anfertigt, welchen der Capitain dem Könige am folgenden Morgen überreichen muß.

Auf dem Rapport befand sich unter andern ein Fremder aus einer sehr entfern-

ten und dem Capitain noch unbekannten Gegend.

Der Capitain von *** schickte seinen Kalfakter nach Hause, und ließ sich des Büschings Erdbeschreibung bringen.

Hier fand er eine hinlängliche Beschreibung dieser Landschaft, die Zahl der Einwohner bemerkt, und verschiedene andere Nachrichten.

Auf seinem Rapport hatte er bey der Unterschrift das Wort, von allemal weggelassen.

Der König fragte den Offizier sogleich, wo der Ort läge, aus dem der Fremde her zu seyn vorgäbe. Auf alle Fragen, so der König dem Offizier über dieses Land that, wußte derselbe gleich und bestimmt zu antworten.

Der König fragte ihn, ob er von Adel sey? Ja, antwortete er; aber da meine

Voreltern böhmische Edelleute waren, so will man diesen Adel nicht gelten lassen.

„Herr Hauptmann von E***," fuhr der König, ich freue mich, daß er sich weiter als in seinem Vaterlande umgesehen hat; fahre er fort, seine Stunden ausser Dienstgeschäften nützlich anzuwenden.

Den andern Tag, da die sämtlichen Generals der Garnison beym Könige zur Generalparole kamen, gieng der König gerade auf den Gouverneur und Chef des erwehnten Offiziers zu, und sagte:

„Hör' er, mein lieber ***, er hat einen braven Offizier, der viele Kenntnisse hat, unter seinem Regiment, den ich von der Seite noch nicht gekannt habe. Es ist der Hauptmann von E***, der gestern die Schloßwacht hatte, und ich will, daß er mir diesen Hauptmann von E*** so viel als möglich conservire."

Dieser Befehl war hinlänglich, ihn vor der Verabschiedung zu sichern, die schon einigemal auf dem Tapet war.

Es überreichte ein Messerschmidt in Westphalen dem Könige, nebst einer Vorstellung, ein neuerfundenes Instrument, welches man als ein Seitengewehr tragen, und dessen Klinge so gehärtet war, daß man damit starke eiserne Nägel und dickes Strauchholz, ohne die erstere zu verletzen, durchhauen konnte. Er empfahl dem Monarchen solches zur Einführung bey der Armee, für welche es, wie er meynte, in einer Campagne sehr brauchbar werden könnte. Der König schrieb auf den Rand der Vorstellung: „Mordgewehre giebt es schon „hinlänglich, um Menschen zu vertilgen, „aber noch keine, um sie wieder hervor

„zu bringen, wenn man sie umgebracht „hat; sollte der Supplikant ein solches er„finden können, so kann er sich wieder mel„den, und ich werde ihn dann gewiß so „belohnen, daß er zufrieden seyn wird."

Der König war mit seiner Artillerie ungemein zufrieden, und sagte zum öftern: „mit „meiner Artillerie kann ich machen, was „ich will."

Im siebenjährigen Kriege fügte es sich, daß ein General von ohngefähr in ein Defilee kam, in welchem eine Kanone umgestürzt lag. Der Offizier, der das Geschütz hier kommandirte, war ein braver Mann, der seine Schuldigkeit, bey vorkommender Nothwendigkeit, als ein gemeiner Mann that. Er befand sich auch hier unter dem Haufen, der bemüht war, die umgefallene

Kanone wieder aufzurichten. Der General, welcher mit seinen unterhabenden Leuten seinen Weg nicht fortsetzen konnte, fieng an, auf die Artilleristen zu schelten, und Drohworte gegen sie auszustoßen. Der Offizier von der Artillerie, den seine Arbeit schon erhitzt hatte, und dem es bewußt war, wie unmöglich es sey, hier Platz zu machen, als er solches hörte, sprang hervor, den Hebebaum in der Hand, und wollte nach dem General, den er vielleicht nicht sogleich erkannte, schlagen. Dieser wich aber zum Glück schnell aus, ritt jedoch sogleich nach dem Hauptquartiere, und erzählte dem Könige mit vieler Bewegung den ganzen Vorfall. Der König hörte ihn ruhig an, lächelte, und sagte: „Mein lieber N***, die Leute gehen mit groben „Sachen um, deshalb muß man ihnen „ausweichen. Ich selbst hüte mich, unter

„sie zu kommen. Will er wohl glauben, „daß mich vor kurzer Zeit ein Stückknecht „mit der Peitsche beynahe um die Ohren „geschlagen hätte, wenn man ihn nicht „daran gehindert, und er mich nicht er„kannt hätte. — Lasse er die Leute ja ge„hen!" — —

Das vortrefliche Regiment von Brünningk in Cöslin, welches sich in den Feldzügen des Königs so vorzüglich brav gehalten hatte, fand bey dem Monarchen anfänglich nicht die Achtung, welche er in der Folge für dasselbe hegte. Da solches größtentheils aus Pommern bestand, und diese Nation, wie bekannt, einen starken Appetit zum Essen und Trinken hat; so sagte der König öfters zu gedachtem Regimente: ihr seyd Schweine; wenn ich im Lager zu euch

komme, so stinkt es, denn ihr thut nichts als essen und — —. Das Regiment bewies aber in der Folge eine außerordentliche Bravour. In der Schlacht bey Soor stand es im zweyten Treffen. Die ihm vorstehende Regimenter im ersten Treffen nahmen die Flucht; als der Kommandeur des Regiments, Obrist von Blankenburg, welcher auch in dem Treffen erschossen ward, zu seinen Leuten auf gut pommersch sagte: Kerls, gy denken wol, dat de dà vor den Fiend lopen? — ne; wy sollen man heran, drum maken se uns Platz; drûm holt je brav; Marsch! — Hierauf führte er das Regiment auf den Feind los, der durch sein Geschütz unter dasselbe ein entsetzliches Gemetzel anrichtete; demohnerachtet wich es nicht vom Platze; warf den Feind über den Haufen, eroberte dessen Geschütz, und gewann die Schlacht. Als der König hier-

auf nach der Schlacht zu dem Regiment, welches sehr geschmolzen war, kam, riefen ihm die Bursche zu: Nu Ihre Majestäten! sin wi nu noch schwinsche Kerls? — Nein! nein! antwortete der König, ihr seyd brave Leute; und von dieser Zeit an ließ er dem Regimente viel Gnade wiederfahren, und nannte es in der Folge seine pommersche Garde.

Ein Supplikant, der wegen gemachter Kontrebande in Strafe genommen werden sollte, schloß seine dem König unmittelbar eingereichte Vorstellung, in der er um Gnade bat, folgendermaßen:

„So lebe der allerunterthänigsten Zuversicht, Ewr. Königl. Majestät Augen werden mit dem Könige David, Psalm 101, v. 6. nach denen Treuen im Lande sehen,

und gerne fromme Diener haben, daß sie bey Höchstdenenselben wohnen; und bitte dannenhero fußfälligst, mich wider alle Anfeindungen mit Höchstdero Gnadenflügeln zu bedecken, und in Ansehung meiner, königliche Gedanken führen, und darüber halten, damit ich aus dem Psalm 1, v. 17. mit dem Könige David aussagen könne: der Herr ist mit mir, drum fürchte ich mich nicht, was können mir Menschen thun!"

Der König, der bey Empfang dieser Vorstellung bey guter Laune seyn mochte, schrieb eigenhändig auf den Rand der Vorstellung: „der König Dasith hat nie mit Kontrebandiers zu thun gehabt, und also hat der Herr Pathron seine Bibellekture hier sehr unnütz angebracht; weil er mihr aber die Ehre erwiesen hat, mich mit dem König Dasith zu vergleichen, so kann man

den Schlingel diesmal so gehen lassen, kommt er wieder, so marschirt er mit samt seinen König Dasith nach Spandau; Sela!"

Ein Schmiedeknecht aus einem schlesischen Dorfe, nahm zu der Zeit, da im siebenjährigen Kriege die Freybataillons bey der preußischen Armee errichtet wurden, bey demjenigen, welches den Obristen Quintus zum Chef hatte, als Unteroffizier Dienste, und bewies sich so brav, daß er zu Ende des Krieges Major ward, und den Orden pour le Mérite trug. Er ward, als das Bataillon reduzirt wurde, seinem Schicksale überlassen, und, da er sich vergeblich hie und dort nach Versorgung umgesehen, so kehrte er voller Verzweiflung in sein Dorf zurück, wo er den Hammer wieder in die Faust nahm, und damit seinen Unterhalt zu erwerben

suchte. Dabey unterließ er aber nicht den Orden pour le Mérite öffentlich zu tragen, und dieß machte es wahrscheinlich, daß er, ohnerachtet seiner niedrigen Herkunft, ein Mann von Ehre und Gefühl gewesen sey. Eines Tages, da er vor der Dorfschmiede arbeitete, fügte es sich, daß der General Seydlitz vorbey ritte, und den sonderbaren Schmied mit dem Orden für die Verdienste um den Hals erblickte. Er näherte sich demselben, und fragte: was er da mit dem Orden mache? — Der Schmied erzählte dem General sein ganzes Schicksal, welches denselben so sehr bewegte, daß er ihm die Hand darreichte, und versprach, sich seiner beym Könige anzunehmen. Seydlitz hielt Wort, und berichtete bald darauf dem Könige alles, was er gesehen und gehört habe; worüber derselbe Verwunderung äußerte, und versicherte, den Mann zu

helfen, wenn er vorher mit Quintus gesprochen hätte.

Es war eben Revüezeit. Quintus befand sich im Gefolge des Königs, und speiste zu Mittag an dessen Tafel. Als der König und seine Gesellschaft etwas munter geworden waren, fing der erstere an zu reden: Quintus! er hat schön Zeug bey seinem Bataillon zu Offiziers genommen. — Da erzählt man mir eben, daß in dem Dorfe, nicht weit von hier, ein Major von ihm schmiedet. Wie ist denn der Cyklope zum Orden pour le Mérite gekommen? — Quintus erwiederte: ah! — ich erinnere mich — der brave Kerl! — Ja, ich wünschte, Ewr. Majestät hätten viel solcher Schmiede in der Kampagne gehabt. Dieser hat gewiß das Seinige gethan, und Ewr. Majestät sind bey der Gelegenheit selbst zugegen gewesen, da er sich bey Ih-

nern den Orden in Sachsen verdiente. Warum (fragte der König weiter) hat er mir den Mann nicht bekannt gemacht? — Quintus antwortete: Das ist geschehen, aber Ewr. Majestät waren damals zu sehr wider die Freybataillons eingenommen, und haben ihn gestrichen. Der König lächelte, und sagte mit Kopfschütteln: Er hat kein Glück gehabt, sonst müßte ich ihm geholfen haben. Nun, hör' er! ich will dem Mann eine Pension geben, weil er es verdient; aber dann muß er auch den Orden aus der Schmiede bringen, und sich stille hinsetzen, bis ich ihn rufen werde.

Hierauf erhielt der gewesene Major auch wirklich eine Pension, die zu seinem Unterhalte völlig hinreichte, mit einem gnädigen Handschreiben des Königs, worin er sich mit großer Güte gegen ihn ausdrückte, und beklagte, nicht eher etwas von ihm er-

fahren zu haben. Der Major, welcher sich nicht hatte träumen lassen, so bald aus der Schmiede erlöset zu werden, war für Freuden ausser sich, als er hörte, daß der König seinen kriegerischen Verdiensten hatte Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und genoß die Früchte derselben in Ruhe mit Dank.

Im zweyten Schlesischen Feldzuge führte man dem Könige einen Transport österreichischer Gefangene vor. Der Monarch bemerkte darunter einen Junker von einem Kavallerieregimente, welcher eine glückliche Bildung hatte. Er fragte denselben nach seinem Namen, nach seiner Familie, und nach vielen andern Dingen, die der Junker sämtlich zu des Königs Zufriedenheit mit einer edlen Dreustigkeit beantwortete.

Endlich trug ihm der König seine Dienste als Leibpage an, und da der Junker solche annahm, versprach er, für ihn und für sein künftiges Glück zu sorgen. Dieser Mensch aber dachte nicht so gut, als der gütige Friedrich; denn bey einer Gelegenheit, da er den Monarchen beym Recognoscirenreiten begleitete, entfernte er sich unvermerkt, und ging nicht allein zu den Oesterreichern über, sondern nahm noch dazu des Königs Pelz, und zwey demselben zugehörige Ferngläser mit sich fort. Der Vater des Pagen war Kommendant in einer böhmischen Festung, und empfing den bösartigen Sohn, als er mit seiner Beute vor ihm aufgezogen kam, und eine brave That ausgeführt zu haben, sich rühmte, sehr übel. Er ließ denselben arretiren, und schickte ihn nebst den Pelz und den Ferngläsern zum Könige zurück. In

einem

einem beygefügten Schreiben, beklagte er sein Schicksal, einen so ungerathenen Sohn gezeugt zu haben, der die Gnade des größten Monarchen auf eine so verwerfliche Art verwirket habe, und überließ dem Könige die Mittel, wodurch er ihn bestrafen wollte.

Der König schickte den Sohn an den Vater, mit einer besonderen Versicherung seiner Achtung, zurück; ließ ihm aber dabey sagen: nachdem sein Sohn sich seiner königlichen Gnade unwürdig gemacht habe, hielte er denselben dadurch für bestraft genug; entsagte sich der ihm überlassenen Züchtigung desselben gern, und wünschte, daß er dem Vater künftig Ehre, und seinen Fehltritt vergessend machen möchte; woran er aber zweifele. Er müßte gestehen, daß er sich diesesmal durch ein gut Gesicht blenden lassen, und sich leider geirret habe. Der Vater jagte, wie man sagte, seinen

ungerathenen Sohn von sich, und enterbte ihn zur Strafe seiner großen Unbesonnenheit.

Der König pflegte sehr oft mit vieler Achtung von Karl dem Zwölften, König von Schweden, zu sprechen, bewunderte seinen großen Muth, den er in den größten Gefahren bewiesen, und bedauerte das widrige Schicksal, welches ihn in seinen letzten Regierungsjahren betroffen hatte. In Sanssouci fand man in des Königs Tafelzimmer Karl's Brustbild von Bronze, welches ihm oft Gelegenheit gab, von diesem nordischen Helden zu reden.

Als der jetzt regierende König von Schweden bey seinem Oncle, zu Berlin, einen

Besuch ablegte, und Friedrich beym ersten Eintritt seines Neveu ins Zimmer bemerkte, daß solcher Handschuhe mit etwas großen Stulpen trug, wandte er sich zu einem seiner Vertrauten um, und sagte zu ihm: „Die Handschuhe sind es noch;" und darauf eilte er, den König zu umarmen. Bekanntlich wird man wissen, daß Karl der Zwölfte sehr große Handschuhe trug, mit denen er sehr oft abgebildet worden.

In seinen ersten Regierungsjahren hatte der König einen Leibpagen, Namens von Sydow; diesen schickte er eines Tages mit einer Schachtel vortreflich gerathener Frühkirschen an die Königl. Frau Mutter, um solcher damit ein Vergnügen zu machen. Sydow nahm die Schachtel, und öfnete solche unterweges aus Neubegierde. Kaum

erblickte er die schönen Kirschen, als ihm ein so großer Appetit dazu anwandelte, daß er ohne weitere Ueberlegung beschloß, solchen zu befriedigen, und aß sie auf. Bey seiner Zurückkunft zum Könige versicherte er denselben, er habe seinen Befehl genau ausgerichtet. Der Monarch glaubte es; da sich's aber fügte, daß er bald darauf die Königin sprach, und sie fragte: wie die Kirschen geschmeckt hätten? — so ward er äußerst böse, zu hören, daß sie keine erhalten hätte. Der König merkte sogleich, daß der Page genascht habe, und kaum war er in seinem Zimmer angelangt, als er sich hinsetzte, und ein Billet an den Adjutanten von der Leibgarde schrieb, worinnen er demselben befahl, dem Ueberbringer dieses funfzig derbe Fuchtelhiebe, ohne alle vorläufige Untersuchung, zu geben. Hierauf ließ er den von Sydow rufen, und befahl

ihm, das Billet sogleich zum Adjudanten zu tragen. Sydow, der schlau war, merkte sogleich, daß das Billet keinen guten Inhalt habe; er nahm daher beym Herausgehen aus des Königs Zimmer ein Tuch, bedeckte damit einen seiner Backen, und klagte seinem Kameraden, daß er entsetzliche Zahnwehen bekommen hätte, und nun verlange der König gerade zum Unglück, er solle dem Adjudanten ein Billet hintragen. Kurz, Sydow beredete seinen Kameraden, daß er das ihm aufgetragene Geschäft übernahm. Kaum war aber der arme Teufel zum Adjudanten gekommen, und kaum hatte dieser das Billet durchgelesen, als er die Thüre abschloß, seine Fuchtelklinge nahm, und dem Pagen die assignirten funfzig Hiebe zuzählte, ob dieser gleich erbärmlich schrie, und wider eine solche Behandlung äußerst protestirte. Obenein mußte

er noch über die empfangenen Hiebe quitiren, und diese Quitung schickte der Adjudant zum Könige. Der König sahe solche kaum, als er in der Unterschrift einen andern Namen, als des von Sydow, erblickte. Er ließ diesen rufen, und solcher erschien mit heiterer Miene.

„Ich habe dir befohlen," sagte der König, „du sollst dem Adjudanten das „Billet bringen!" — Sydow wollte anfänglich versichern, er habe es gethan, als er aber merkte, daß der König davon schon besser unterrichtet sey, schützte er die erdichteten Zahnwehen vor. Was wollte der König, welcher die List entdeckte, machen: er fing an aus Leibeskräften zu lachen, und drohete dem Pagen bloß mit dem Finger.

Seit dieser Zeit gewann der Monarch den von Sydow lieb, und beehrte ihn

mit seiner Gnade, und mit seinem Zutrauen *).

Es ist bekannt, daß Polen von einer Menge Bettler und herumschweifenden Gesindel überschwemmt ist, und daß, ohnerachtet des armseligen Zustandes, in welchem die einzelnen Mitglieder, dieser dem Lande äußerst schädlichen Müßiggänger umher ziehen, dennoch viele von ihnen Kapitalien in Goldmünzen, in ihren Kleidern vernähet, herumtragen.

Der Fürst von S...., dessen Vermögensumstände sehr heruntergekommen waren, ersann eine List, die ihn aus seiner Verle-

*) Man erzählt diese Anekdote auch von dem jetzt lebenden Generallieutenant von Knobelsdorff; allein man kann mit Wahrheit versichern, daß er an der oberzählten Begebenheit keinen Antheil gehabt habe.

genheit rettete. Er ließ allenthalben bekannt machen, daß er an einem bestimmten Tage so viel Arme speisen und bekleiden wollte, als sich in seinem Schlosse einfinden würden. Als dieser Tag erschienen war, hatten sich auch würklich einige tausend Bettler aus allen Gegenden eingefunden. Das Schloß des Fürsten war mit einer starken Wache von Dragonern besetzt, um, wie es hieß, den Drang abzuhalten, und man ließ nur einen Bettler nach dem andern in das Schloß hinein. Hier war ein Zimmer bestimmt, wo einem jeden ein neuer Kittel, ein Brod, und eine Flasche Brandwein gereicht wurde. Dagegen mußte er aber seine Lumpen ablegen. Dies war eine Bedingung, zu der sich anfänglich kein Bettler verstehen wollte. Allein man zwang sie dazu mit Gewalt, und jagte darauf den neugekleideten Troß, seines Klagens ungeachtet,

in den Garten, und von da, mit Gewalt aus dem Gebiete des Fürsten, welcher sodann die Lumpen durchsuchen ließ, und eine solche Menge Dukaten daraus zusammen brachte, daß er sich seiner Schuldenlast entledigen konnte.

Man erzählte diese Begebenheiten dem Könige, der darüber herzlich lachte, und dabey manche lustige Bemerkung machte.

Nicht lange darnach reiste der Fürst durch des Königs Staaten, und kam auch nach Berlin. Der König ließ ihn nach Potsdam zur Tafel bitten. Ueber derselben sagte er zum Fürsten: „Mein lieber Fürst von S...., man hat mir gesagt, daß Sie große Verdienste um die Armen in Polen haben. Wann werden Sie denn einmal wieder die Bettler kleiden?" — Der Fürst antwortete: „Ewr. Magestät wissen es zu wohl, daß gute Werke gute Belohnungen

nach sich ziehen. Ich glaube nicht an Wunder; aber der Himmel seegnete eine Wohlthat, die ich zu einer Zeit erwies, da ich selbst arm war, ganz reichlich." Der König lachte, und sagte: „Die zweyte Probe dieser Art möchte Ihnen nicht gelingen, und ich fürchte, man könnte Ihre gute Werke für eine Sünde erklären, wenn Sie den Einfall bekämen, sie zu wiederholen.

Einst hatte der König einen Besuch bey seinem Bruder, dem Prinzen von Preussen, abgelegt, und sagte, indem er in seinen Wagen steigen wollte: „Bey meinen Bru„der Heinrich!" das hieß so viel, der König wolle dahin fahren; ein neu angenommener Bedienter aber rief mit lauter Stimme dem Kutscher zu: Bey meinen Bruder Heinrich! — Der König wandte sich zu

ihm, und sagte: „Du Schlingel! — ich „will dir die Brüderschaft anstreichen!" — und lachte darauf herzlich.

Folgende Anekdote erzählte der königliche Gallerieinspektor Oesterreich oft seinen Freunden, und sie scheint einigermaßen aufzuklären, warum der König vaterländische Künstler nicht so achtete, als sie es wünschten.

Wenige Jahre nach dem siebenjährigen Feldzuge kam der König eines Tages, in Begleitung des Obristen Quintus, in die Bildergallerie, eben, da ein vortrefliches Gemählde aufgehängt worden war, welches er in Italien hatte kaufen lassen. Der Gallerieinspektor Oesterreich ließ den König einige vorzügliche Schönheiten des Stücks bemerken, und es schien, als wenn der Monarch sich ganz bey der Betrachtung der-

selben vertiefte. Endlich wandte er sich zu dem Obersten Quintus, und sagte: „Es ist wahr, Italien hat große Männer hervorgebracht, und zwar zu einer Zeit, wo es allenthalben beunruhigt und verwüstet wurde. Wie lange wird es noch dauern, ehe man dergleichen in Teutschland haben wird?"

Quintus. So lange, bis die teutschen Fürsten den teutschen Talenten werden Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Glauben Ewr. Majestät, wir haben vortrefliche Genies, aber es fehlet ihnen an Aufmunterung und Pflege.

Der König Ach, sage er mir davon nichts. Mein Großvater und Vater haben Versuche gemacht, die ihnen nicht geglückt sind, und ich habe gar keine Hofnung dazu.

Quintus. Seitdem haben sich die Dinge sehr geändert.

Der König. Nein, nein! es fehlt den Teutschen an Kraft und Feuer. In Italien werden die Künstler geboren, bey uns werden sie es, und das geräth nicht immer. Ich kenne noch keinen teutschen Komponisten, der einem Raphael, Titian und Caracci nur im mindesten ähnlich wäre. Ich habe mit Knobelsdorf oft darüber gesprochen, und er hat mir immer Recht gegeben. Indessen ist es doch gut, daß man bey uns thut, was man kann. Vielleicht ändert sich einmal der Einfluß, den unser Klima hat, und dann ist es immer gut, wenn man vorgearbeitet hat.

Quintus. Ach, Ewr. Majestät! die Fürsten können das ersetzen, was das Klima mangeln läßt. Was Leo der Zehnte, die Medices, und Franz der Erste bewürkten, können Ewr. Majestät bey uns

thun. Die Künste bestreben sich nach Ehre und Belohnung, und beyde fehlen unsern teutschen Künstlern.

Der König. Ja, ja! ich weiß schon, was er sagen will; aber es ist mir vor der Hand noch immer lieber, wenn ich gute Ackerbürger und nützliche Handwerker habe, als überflüßige Künstler. Lasse er das den Ausländern, was sie haben. Es ist besser, daß man ihnen Etwas zuwirft, als daß man unsere Leute von einträglichern Arbeiten abzieht. Wenn unser Boden ergiebiger werden wird, so wird man auch mehr für die Künste thun können. Darauf ging der König schnell fort.

Ein invalider Feldwebel von der Garde bewarb sich um einen Versorgungsposten, den man ihm aber abschlug, weil er keine

Kaution stellen konnte. Er wandte sich daher an den König, welcher an das Kollegium, von welchem dieser Posten abhing, schrieb: „Der invalide Feldwebel N.... ist mir seit so vielen Jahren als ein ehrlicher Mann bekannt, und kann den Posten ohne Kaution erhalten. Es ist nicht zu glauben, daß er in seinem hohen Alter zum Schelm werden wird. Ist aber eine Kaution platterdings nöthig, so werde ich sie machen. Ich denke Kredit zu haben."

Im Jahre 1782 entwich ein Fähnrich vom Natalisschen Garnisonregimente S...n und engagirte sich darauf als Tambour beym Berrenhauerschen Garnisonregiment. Nach der über ihn gefällten kriegesrechtlichen Sentenz ward demselben eine lebenswierige Festungsstrafe zuerkannt. Als diese

Sentenz dem Könige von dem Generalmajor von Natalis zur Vollziehung zugesandt wurde, antwortete ihm der weise Monarch:

Mein lieber Generalmajor von Natalis, der ehemalige Fähnrich G.... des Euch anvertrauten Regiments soll, anstatt der ihm nach Eurem Rapport vom 13. zuerkannten lebenswierigen Festungsstrafe, auf seine Lebenszeit Tambour bleiben, wozu er sich nach seiner Desertion bey Berrenhauer engagiren wollen. Diese Strafe wird ihm empfindlich genug seyn, und hiernach ist die wider ihn ergangene kriegesrechtliche Sentenz abgeändert von Eurem wohl affectionirten König.

Friedrich.

Potsdam,
den 15. October 1783.

An
den Generalmajor von Natalis.

Als

Als der König mit dem Obristen von Balby sich in kognito eine kurze Zeit in Holland aufhielt, um die dortigen Merkwürdigkeiten zu sehen, so wünschte er eine holländische Pastete zu essen, deren Vortreflichkeit ihm außerordentlich angerühmet worden war. Balby mußte den Auftrag übernehmen, eine dergleichen bey der Wirthin im Hause, worin sie wohnten, zu bestellen. Die Wirthin sahe den Obristen, auf dies Begehren, vom Kopf bis auf die Füße mit einiger Verächtlichkeit an, und fragte: wel, myn Heer, as gy wallen een Pasteet eeten, können gy oock betalen? — en weeten gy, dat een Pasteet drittig Gulden kostet? — Balby versicherte, daß dieser Preiß für den Fremden, mit dem er umherreise, und der sich in ihrem Hause befinde, im geringsten nicht zu hoch sey; denn er wäre ein Virtuose auf der Flöte, und

wenn er sich nur einige Stunden hören ließe, so brächte ihm dies Geld im größten Ueberflusse ein. Die Wirthin erkundigte sich weiter, was denn ein Virtuose wäre? — Balby bedeutete ihr mit mehrern Umständen, der Fremde sey ein vortreflicher Flötenspieler, der auf seine Kunst reise. Wel myn Heer, rief die Wirthin, so mut ick em doch oock hören — darauf lief sie ins Zimmer des Königs, setzte beyde Arme in die Seite, und sagte zu demselben: myn Heer, as gy so schön pypen können, wellen gy my wel oock wat vorpypen? — Der König ward über diese Anrede einigermaßen überrascht; Balby aber sagte ihm mit wenigen Worten, was vorgegangen sey. Hierauf ergrif der König willig die Flöte, und spielte darauf so meisterhaft, als er nur konnte, und zwar eine ganze Zeitlang, so daß die Wirthin von dem Spiele ganz bezaubert, nicht von der

Stelle gehen wollte. Endlich, da der König aufhörte, sagte die Wirthin zu ihm: wel myn Heer, dat is waar gy können schön pypen, en wel eenen Batzen verdeenen; nu wil ick gy oock eene Pasteet maken? —

Ein junger Offizier hatte seine Fahne verlassen, und sich nach Pohlen begeben. Der Fiskus machte Anspruch auf sein Vermögen, welches nicht ganz unbeträglich war. Indessen wurden dadurch die Eltern des Offiziers, die mehrere und noch dazu unerzogene Kinder hatten, in große Verlegenheit gesetzt, und dies bewog sie, an den König zu schreiben, und ihn um Gnade und Verschonung mit der Anfechtung des Vermögens ihres Sohnes zu bitten. Der Monarch antwortete ihnen:

Ich bin in Eurer Familie keine derglei-
chen Ausschweifungen gewohnt, als Euer ungerathener Soh'n begangen hat. Kann er mich missen, so werde ich ihn auch missen können. Er mag hinkommen, wohin er will, so bin ich gewiß versichert, daß ihm der Schritt, den er gethan hat, gereuen wird. Daß Ihr aber in Eurem Alter die Unbesonnenheit Eures Sohnes büßen sollet, ist nicht mein Wille, ob es schon die Gesetze einigermaßen fordern. In der Hofnung, daß Ihr Eure übrige Kinder gut erziehen, und gute Grundsätze einflößen werdet, die ihnen lehren, was sie dem Vaterlande und mir schuldig sind, erlasse ich Euch das Quantum, worauf mein Invalidenfiskal Anspruch machen will, und habe deshalb die nöthigen Verfügungen erlassen.

Zum Beweis, daß der König nie geradezu Vorschläge billigte, wenn sie schon dem Lande Vortheile versprachen, und ökonomisch zu seyn schienen, und daß er die Wohlfahrt und Gesundheit seiner Unterthanen immer dabey in Obacht nahm, kann folgende Kabinetsordre dienen, welche der Monarch auf einen Vorschlag des Hofapothekers Meyer in Stettin erließ.

Bey Sr. Königl. Majestät von Preussen, Unserm allergnädigsten Herrn, hat der dortige Hofapotheker Meyer die hierbey erfolgende Vorstellung eingereicht, worin er anzeiget, daß es ihm gelungen, nicht nur die Danziger Branntweine, und französische Liqueurs und Riechwasser aus Kornbranntwein nachzumachen; sondern auch dem Kornbranntwein die Güte des Franzbranntweins zu geben, wovon er auch Proben eingeschickt hat, die ihm

aber uneröfnet remittiret worden. Nun wäre es wohl gut, wenn er das recht verstünde, und würde da schon etwas mit herauskommen, und kann er sodann auch wohl eine Konzession darauf kriegen; zuvor aber kommt es darauf an, ob er die Sache ordentlich versteht, und ob er auch lauter unschädliche Dinge dazu gebraucht. Höchstdieselben befehlen demnach Dero Pommerschen Kammer hierdurch in Gnaden, alles dieses mit Zuziehung des dasigen Kollegii Medici näher zu examiniren, und besonders von dem Meyer nachweisen zu lassen, was für Sachen er dazu gebrauchet, damit man überzeugt ist, daß er dazu nichts nimmt, was der Gesundheit schädlich und nachtheilig sey.

Ueberhaupt hat die Kammer die ganze Sache in genaue Ueberlegung zu

nehmen, und sodann darüber gutacht-
lich zu berichten.

Friedrich.

Potsdam,
den 9. Aug 1780.

An
die Pommersche ꝛc. Kammer.

Als hierauf die Pommersche Kammer versicherte, daß nach dem angestellten Versuche mit dem obgedachten Branntwein und denen Liqueurs, nichts schädliches und der menschlichen Gesundheit nachtheiliges darinne gefunden worden; ertheilte der König dem Hofapotheker Meyer sogleich die erbetene Konzession, und schenkte ihm auch drey Jahr nachher eine ansehnliche Summe zu seiner angelegten Franzbranntweinbrennerey.

Gerade dem königlichen Schlosse zu Potsdam über wohnte ein Mann, der des Mor-

gens und gleich nach dem Essen sich gewöhnlich ins Fenster legte, und eine Pfeife Toback in freyer Luft rauchte. Dem Könige, welcher sehr oft darauf gemerkt hatte, mißfiel solches; und da er eines Nachmittages ans Fenster trat, und den Tobacksraucher wieder bemerkte, welcher sich durch seine Gegenwart nie stören ließ, schickte er einen Pagen zu ihm, der ihm sagen mußte: daß Se. Majestät ihm aus guter Nachbarschaft rathen ließen, nicht sogleich nach dem Essen Toback zu schmauchen, weil dadurch die besten Verdauungssäfte verloren giengen.

Leicht wird man sich vorstellen können, daß der gute Mann dies Kompliment verstand; er legte zwar seine Gewohnheit nicht ab, aber er bediente sich zu deren Ausübung fernerhin den hintern Theil seines Hauses.

Nicht lange nach dem siebenjährigen Feldzuge kam der König nach der Neumark, und fand vor Küstrin den Landrath von W.... Ohne ihm Zeit zu geben, reden zu können, sagte der Monarch zu demselben: „Ich habe so was vom Landschaden und Mißwachs gehört. — Er kommt gewiß, um mir Geld abzulocken?" —

Der Landrath. Das erstere ist mehr als zu wahr; das letztere hängt von Ewr. Majestät landesväterlichen Gnade ab, die ich zu erbitten hier bin.

Der König. Der Schaden wird nicht viel bedeuten; man macht immer größer Lärmen, als nöthig ist.

Der Landrath. Wenigstens werden viel Unterthanen unglücklich werden, wenn Ewr. Majestät nicht helfen wollen.

Der König (reichte dem Landrath die flache Hand dar). Nehm' er doch hier was weg.

Der Landrath. Da pflegen Ewr. Majestät Dero Schätze nicht zu verwahren.

Der König. Ja, da ist viel von Schätzen zu reden. Ich soll beständig geben. — Wer giebt mir denn Remissionen?

Der Landrath. Ich kenne Ewr. Majestät Fonds nicht, woher sie solche nehmen.

Der König. Nun, hör' er nur, er kann gut plaudern. Ich werde mit Brenkendorf sprechen; gehe er nur zum Präsidenten von der Kammer, und zeige er ihm den Schaden genau an. Was ich thun kann, will ich thun.

Der Landrath. Danke Ewr. Majestät unterthänig für diese Gnade!

Der König ritt eine kleine Strecke weiter, kehrte aber plötzlich wieder um, und fragte

den Landrath: Ist der Major von W...
vom Regiment Friedrich, Kürassier, ein
Verwandter von ihm?

Der Landrath. Mein Bruder, Ewr. Majestät!

Der König. Das ist mir lieb! es ist ein guter Offizier. Ich denke ihn bald zu sehen, und will ihm sagen, daß ich ihn hier gesprochen habe. Adieu!

Selten pflegte der König, wie es bekannt ist, wenn er sich geirrt hatte, und die Sachen nicht so ausgeführt worden waren, als sie es nach seiner ersten Idee werden sollten, geschehene Dinge zu verändern. Aus welchem Grundsatze? — davon läßt sich nichts zuverlässiges behaupten.

Im bayerischen Erbfolgekriege umritt der König sein Lager in Böhmen, und fand einen Vorposten, der ziemlich regelmäßig durch aufgeworfene Fleschen befestigt und gedeckt worden war. Dem Monarch gefiel dies, und er ließ sich die Nummer dieses Postens sagen. Kaum war er im Hauptquartier angelangt, als er einen Orden pour le Mérite an den wachthabenden Offizier des gedachten Postens, zur Belohnung seiner Aufmerksamkeit im Dienste, zusandte. Indeß war dieser Offizier unglücklicherweise schon abgelöset worden,

und da der Orden für den wachthabenden Offizier bestimmt war, so erhielt ihn der, so nach dem erstgedachten auf der Wacht gefolgt war. Kaum hatte aber der andere erfahren, was vorgefallen war, als er an den König schrieb: man habe den ihm von Sr. Majestät ihm gnädigst zugedachten Orden einem anderen gegeben, und er bäte ihn in seinem Glücke zu restituiren, da er die Ehre gehabt hätte, seine Aufmerksamkeit an sich zu ziehen. Der König antwortete darauf bloß: „Er hat kein Glück;" — und der Offizier erhielt den verdienten Orden nicht.

Eines Tages fand der König auf seinem Schlosse zu Potsdam einen wohlgebildeten Menschen von der Garde auf einem Posten stehen. Da er nun eben einen Bedienten annehmen wollte, und ihm die gute Figur des Soldaten in die Augen fiel, fragte er denselben nach seinem Vaterlande und Namen; endlich auch, ob er Lust habe ihm als Laquay zu dienen? Der Soldat beantwortete solches sogleich mit einem freudigen Ja! und mußte darauf dem Könige die Nummer seines Postens sagen. Sobald der König in sein Zimmer gekommen war, schickte er zu dem Kapitain, welcher die Schloßwache hatte, und ließ ihm sagen: er solle ihm den Burschen, der auf der ... Nummer postirt sey, sogleich zuschicken. Unglücklicherweise hatte der König die Nummer des Postens mit einer andern verwechselt, und daher kam es, daß anstatt

des jungen munteren Burschen ein großer, vierschrötiger, phlegmatischer Kerl vor ihm erschien. Diesen schickte der König mit großem Unwillen an den Offizier zurück, und ließ ihm sagen: das sey der Mensch nicht, den er verlange. Der Hauptmann befahl aber dem Soldaten wieder zum Könige zu gehen, dem er sogleich sagen ließ: das sey der rechte Kerl, welcher auf dem Posten gestanden hätte, den Se. Majestät ihm hätten andeuten lassen, und es müßte dabey ein Irrthum obwalten, den er nicht zu heben wisse. Der König antwortete darauf nichts, und befahl, daß man den großen, vierschrötigen und ungeschickten Menschen, den er, ohne diesen sich so unerwartet ereigneten Vorfall, gewiß nicht zu seiner Bedienung angenommen hätte, die Livree anziehen lassen sollte, und der andere kompetentere Kandidat blieb zurück.

Seydlitz war zu seiner Zeit bey der preussischen Armee als der größte und entschlossenste Reuter bekannt. Zum Beweis desselben erzählt man folgende Begebenheit: Er ritt einst mit dem Könige über die Elbbrücke zu Dresden. „Wenn er auf dieser Brücke," sagte der Monarch zu ihm, „von beyden Seiten abgeschnitten würde, was würde er dann wohl machen?" — Seydlitz gab darauf keine Antwort, drückte dagegen seinen Hut ins Gesicht, gab dem Pferde die Sporen, und setzte damit über Barriere mitten in den Fluß. Das Wasser schlug über ihn zusammen, so daß er kaum sichtbar war. Er kam aber bald wieder zum Vorschein, und hatte bloß den Hut verlohren. Geschlossen auf seinem Pferde kam er an das entgegenstehende Ufer, wohin der König, der ganz überrascht worden

war, kam, und zu Seydlitz sagte: das ist Tollkühnheit; das lasse er künftig bleiben.

Als der König Seydlitzen auf seinem Sterbebette besuchte, sagte er zu demselben: „Mein lieber Seydlitz, wie und durch wen werde ich denn seine Stelle bey der Armee wieder ersetzen? ich weiß keinen, der mir dazu fähig schiene.“ O ja! erwiederte Seydlitz, Ewr. Majestät haben noch einen wackern Mann und tüchtigen Reuter bey Dero Kavallerie. „Und wer ist das?“ fragte der König. — Seydlitz antwortete: der von Wackenitz, von der Garde du Corps. „Dem habe ich so eben den Abschied gegeben,“ sagte der König. Seydlitz zuckte dabey die Achseln; und so blieb es. Wie bekannt, ging der von Wackenitz in hessische Dienste, in welchen er die Kavallerie in sehr gute Verfassung

brachte. Dies erfuhr der König alles, und er äußerte den Antheil, den er daran nahm, bey der Gelegenheit, als der hessencasselsche Geheimerath Bopp, der ebenfalls vorher in preußischen Diensten gestanden hatte, in Angelegenheit seines Hofes zum Könige kam. Ohne auf dessen Vortrag Acht zu haben, unterbrach er ihn plötzlich, und fragte: „Reitet die hessische Kavallerie gut?" — Ganz vortreflich, erwiederte Bopp. „Ja, das glaube ich wohl!" fuhr der König fort. — „Sie haben da einen guten Mann von mir, der kann ihnen was lehren."

Der Generallieutenant, Graf von Truchseß, war einer der ersten Vertrauten des Königs, und zwar schon in Rheinsberg, gewesen. Er blieb in der Schlacht bey Hohen-Friedeberg. Der König bedauerte seinen Verlust sehr, und äußerte solches vorzüglich gegen seine Wittwe, als er solche zum erstenmale wieder bey Hofe sahe. Er merkte, daß sie auf ihn zugehen, und ihm etwas sagen wollte; daher eilte er ihr entgegen, und sagte, ohne sie zum Reden kommen zu lassen: „Ich weiß alles, Madame, was sie mir sagen wollen. Sie haben einen würdigen Gemahl verlohren, ich aber einen erprobten Freund und braven General. — Geben Sie mir Gelegenheit, meinen Schmerz darüber zu lindern; indem Sie mir frey entdecken, wodurch ich Ihr Leben angenehm machen kann." Die Generalin konnte kein Wort hervorbringen,

so sehr war sie durch die Anrede des Königs bewegt worden. Es entfuhren ihr Thränen. Der König sahe sich genöthigt, sie zu verlassen, damit sie sich wieder erholen konnte, und bewies sich nachher gegen diese Dame sehr gnädig.

Der König hatte einen Kammerhusaren, Namens Doesen, der wegen verschiedener Vergehungen in dessen Ungnade gefallen war, und deshalb zur Strafe an das Kowalskysche Garnisonregiment abgegeben werden sollte. Als ein dazu beorderter Offizier diesen Menschen aus seinem Quartier auf dem Königl. Schlosse zu Potsdam abholen wollte, um denselben nach seiner Bestimmung zu transportiren, bat ihn Doesen um Erlaubniß, noch etwas aus seiner Kammer holen zu dürfen, welches er ihm auch

zugab. Kaum war Doesen aber in die Kammer getreten, als er nach einem Pistol griff, welches er in Bereitschaft gelegt hatte, und sich damit eine Kugel durch den Kopf jagte. Der König hörte den Schuß, und fragte: was solches zu bedeuten habe? Man brachte ihm bald die Nachricht, Doesen habe sich erschossen. Hierauf sagte der König nichts mehr, als: „Ich hätte doch nicht geglaubt, daß der Schurke so viel Herz gehabt hätte."

Ein Offizier wurde beym Könige wegen Jagdbeeinträchtigungen angeklagt. Er versprach, dafür zu sorgen, daß derselbe zurecht gewiesen würde; und dies geschahe, da eben die Specialrevüe einfiel, welche er über das Regiment hielt, wobey der angeklagte Offizier stand. Als der Zug vor den König

vorbey marschirte, den der gedachte Offizier anführte, ritt der König auf denselben zu, und sagte zu ihm: „Mein Gott! marschire er doch ordentlich; es ist ja gerade eben so, als wenn er hinter einem Hasen herliefe. Er verlernt ja den Dienst auf der Jagd ganz und gar." Diese Züchtigung fruchtete mehr, als gesetzliche Strafe.

Der verstorbene Generallieutenant von Zaremba hatte sich die Gnade des Königs in einem so hohen Grade, durch seine im siebenjährigen Kriege bewiesene Bravour, erworben. In seinen Befehlen war dieser Mann äußerst strenge. Zum Beyspiel: Er gab zu einer Zeit, da er mit seinem Regimente bey der Königl. Armee im Lager stand, seinen wachthabenden Leuten den ernsten Befehl, Niemanden in sein Zelt zu

lassen, der nicht die gegebene Parole zu sagen wüßte. Der König, welcher des Abends im Lager umher gieng, wollte den General von Zaremba sprechen. Er näherte sich dessen Zelt; die Schildwacht rief ihm zu: „Wer da!" Der König, welcher nicht erkannt seyn wollte, antwortete: „Offizier!" — Die Schildwacht forderte die Parole, die der König nicht sagen konnte, und ohne weitere Umstände in das Zelt gehen wollte. Die Schildwacht aber hielt ihm das Gewehr vor, und sagte: „Zurück! oder ich gebe Feuer!" Da dies mit so vielem Ernste von dem Grenadier ausgesprochen wurde, gieng der König stille zurück. Als er den andern Tag mit Zaremba sprach, sagte er zu ihm: „Mein Gott! was hat er für Leute bey seinem Regimente. Ich wäre gestern beynahe in Gefahr gerathen, erschossen zu werden;" und darauf erzählte er

dem General, was ihm begegnet sey. Zaremba lächelte, und erwiederte: „Ewr. Majestät, die Schildwacht hat meine Befehle ausgerichtet, und das ist mir lieb; denn ich werde auf die Art nie Gefahr laufen, überfallen zu werden.“ Der König schüttelte den Kopf, und sagte: „Er hat Recht; aber es ist doch ein bisgen zu strenge.“

Als im Bayerschen Erbfolgekriege der König in sein Hauptquartier kam, fand er hier alle Generale und Staabsoffiziere von der Armee versammlet. Die Menge der glänzenden Uniformen fiel diesmal dem Monarchen besonders in die Augen; daher machte er den Anwesenden das Kompliment: „Bonjour, meine blanke Herren!“ — Alles neigte sich dagegen tief, nur Zaremba blieb gerade stehen, ohne seine Stellung im ge-

ringsten zu verrücken. „Was fehlt ihm, Zaremba?“ rief der König. „Ich habe ihm auch mein Kompliment gemacht.“ „Ey!“ sagte Zaremba, „das Kompliment kann mir nicht angehen; ich gehöre nicht zu den blanken Herren. Sehen Ewr. Majestät nur meine Uniform an, da werden sie nichts Blankes darauf finden.“ Der König lächelte, und sagte: „Je nu, da muß man schon auf Mittel denken, sie ein wenig aufzuputzen.“ Er ertheilte hierauf dem Regimente von Zaremba die Gnade, daß die Offiziers einen Achselband auf ihre Uniformen heften und tragen durften.

Ein junger Mensch wünschte dem Könige in einem Gedichte zu seinem Geburtstage Glück. Der Inhalt des Gedichts war ohngefähr der: der Dichter habe einen großen

Drang empfunden, des Königs Größe, die er bewundere, zu besingen; er fühle sich aber dazu zu schwach, und begnüge sich, das Glück zu preisen, welches ihm die Vorsehung geschenkt hätte, unter der Regierung des größten Monarchen gebohren zu werden, dessen Tage er verewigt zu werden wünschte. — Dem Könige gefiel dies Gedicht besonders, und er machte dem jungen Menschen ein ansehnlich Geschenk, wobey er ihm sagen ließ: er gäbe sich nicht damit ab, teutsche Gedichte zu prüfen; er hätte aber in dem, was ihm überreicht worden wäre, wohl bemerkt, daß es der Dichter gut mit ihm meyne, und daher wolle er wieder dagegen erkenntlich seyn.

Ein alter Invalide war mit einer Bedienung versorgt worden, die er völlig ver-

nachläßigte, und deshalb entsetzt ward. Er wandte sich deshalb an den König, und sagte in seiner übergebenen Vorstellung: er habe schon bey Mollwitz gedienet, und sey unter den Waffen zu grau geworden, als daß er nun alles thun könne, was man von ihm haben wolle. Der König forderte darüber Bericht; und als solcher eingelaufen war, und er denselben durchgelesen hatte, schrieb er auf den Rand: „Es kann wohl seyn, daß der Kerl ein Schlingel ist; aber da er schon bey Mollwitz gedienet hat, wird nicht viel mehr an ihm zu bessern seyn, und muß man daher Geduld mit ihm haben, und ihn nicht verstoßen.

Als der König 1783 im Junius zur Revüe nach Stargard kam, empfing ihn daselbst der verstorbene Präsident von Schö-

ning, welchen er stets mit dem Lobe eines ehrlichen Mannes beehret hatte, und der biß an das Lebensende des Monarchen dessen Gnade genoß. „Wie gehts, mein lieber Schöning?“ fragte ihn der König. Wie es einem alten Mann gehen kann, Ewr. Majestät. „Er hat Recht,“ fuhr der König fort, „wir werden alte Leute. Mit mir will es auch nicht mehr so recht fort. Inzwischen muß man Geduld haben, und thun was man kann.“ Hierauf erkundigte er sich nach verschiedenen Landesangelegenheiten, und sagte ferner: „Es scheinet mir, als wenn dies Jahr nicht viel Leute hier sind, wie kommt das? — Die Pommern sind mir doch noch gut?“ — Schöning gab dem Monarchen darüber die besten Versicherungen, und gab die schlechte Witterung zur Ursach an, daß nicht soviel Zuschauer, als sonst, in diesem Jahre zur

Revüe erschienen wären. Die Pommern aber verehrten noch immer in Sr. Majestät ihren großen und gnädigen Landesvater. — „Es ist ein gutes Volk," sagte der Monarch ferner; „ich habe es stets geschätzt; versichere er doch Allen meine besondere Gnade."

Nach der glorreichen Schlacht bey Hohen-Friedeberg, begegnete dem Könige auf dem Schlachtfelde ein Dragoner vom Bayreuthschen Regiment, welcher zwey eroberte Standarten trug, aber mit Blut ganz bedeckt war, welches aus einer Wunde floß, die er am Kopfe empfangen hatte. Der König sagte zu ihm: „Mein Sohn! du bist blessirt." Ja! erwiederte der Dragoner. Aber was schadet das; — ich hätte gern noch ein paar Hiebe mitgenommen, wenn

ich nur die dritte Standarte fortbringen können; aber die habe ich im Stich lassen müssen, Pfui! — „Du bist ein braver Kerl," sagte der König, „gehe nur hin, und laß dich verbinden, und wenn du wieder besser wirst, so komm zu mir, ich werde für dich sorgen." Der Dragoner erhielt nach seiner Besserung vom Könige ein ansehnlich Geschenk, welches jährlich, so lange er lebte, wiederholet ward.

Man zeigte dem Könige sein Blidniß, welches ein berühmter Künstler verfertiget hatte, mit der Versichernng, daß solches viel Aehnlichkeit habe. Der König betrachtete solches eine kleine Zeitlang, und sagte endlich: „Ich finde, daß der Spaniol auf dem Rocke sehr gut getroffen ist. Nehmt das Bild nur weg."

Im bayerschen Erbfolgekriege zeigte ein Offizier von der Suite des Königs ihm ein weitläuftiges Verzeichniß von den Freybataillons, die bey der kayserlichen Armee errichtet werden sollten, um in diesem Kriege wider die Preussen zu fechten. Der König übersahe das Blatt flüchtig, und wandte sich darauf zu dem Offizier, mit der Frage: „Hat er sich je für papierne Soldaten gefürchtet?" — „Nein!" erwiederte dieser. „Nun," sagte der König, „so wird er es auch für diese Bataillons nicht nöthig haben."

Von einem Regimente in der Provinz hatte ein Offizier seinen Chef, wegen verschiedener Malversationen, beym Könige angeklagt. Der Monarch befahl, diese Sache auf das Schärfste zu untersuchen. Kaum

war dies aber geschehen; so erhielt er eine ähnliche Anzeige aus Preussen. Er steckte den Brief in die Tasche, als er zur Parade ging, und rief einen seiner Generale, mit dem er oft vertraut zu sprechen pflegte. „Lese er doch," sagte der König zu ihm, „was man mir schon wieder anzeigt." Nachdem der General den Brief durchgelesen hatte, sahe er den König an, und zuckte die Achseln, ohne etwas zu sagen. Der König riß ihm den Brief aus den Händen, zerstückte solchen mit Eifer, und den Worten: „Ich glaube, wenn ich auch diese herrliche Geschichte untersuchen lasse; so kömmt wieder aus einem anderen Winkel ein neuer Denunziant, und am Ende wird man mir beweisen, daß ich an allen Ecken und Orten betrogen werde."

Zu

Zu Potsdam lebte während den ersten Regierungsjahren des Königs ein alter Kapellmeister, Namens Sydow, welcher sich hauptsächlich damit beschäftigte, Knaben aus dem dortigen Waysenhause in der Musik zu unterrichten, welche alsdann nach erlangter Fähigkeit bey den Regimentern in der Armee als Hautboisten angestellt wurden. Dieser Mann war eines Nachmittags mit seinen Schülern vor Potsdam hinausgegangen, um einige neukomponirte Märsche zu probiren. Diese Uebung dauerte bis gegen Abend fort, als es sich fügte, daß der König, durch das schöne Wetter gelockt, in der Gegend spatziren ritt, wo musiziret wurde. Er hielt, als er solches hörte, still, und ließ sich erkundigen, woher diese Musik käme. Man berichtete ihm, daß der Kapellmeister Sydow seine Knaben übe. Der Marsch, welchen man so eben

spielte, und der verschiedenemal wiederholet wurde, gefiel dem Könige überaus, so, daß er ihn beym Fortreiten, leise nachsang; so lange er etwas davon hören konnte.

Am folgenden Tage ließ der König den alten Sydow zu sich rufen, der von alle dem, was vorgefallen war, nichts wußte. Als er gekommen war, sagte der Monarch zu ihm: „Wie gehts mein lieber Sydow?"

Sydow. Wie Gott will, Ewr. Majestät; ich suche meinen Beruf treulich zu erfüllen.

Der König. Das ist ja schön. Aber höre er doch. — Ich weiß nicht wie es kömmt, man hat jetzt gar nichts rechtes von Märschen bey meiner Armee. Ich ärgere mich jederzeit über das elende Zeug, das meine Garde herleyert. Da ist nicht Herz, nicht Kraft drinnen. — Nicht wahr, ein Marsch muß den Bur-

schen zum Marschiren aufmuntern, damit er nicht so leicht dabey ermüdet? —

Sydow. Ganz recht, Ewr. Majestät. Ja, ja! der jetzige Geschmack — wenn Sie befehlen, will ich etwas von meiner Arbeit präsentiren; vielleicht habe ich das Glück, Ewr. Majestät Absichten zu erreichen.

Der König. Schon gut; — aber hör' er einmal, — ich habe eine Idee zum Marsche im Kopfe, die mir nicht uneben zu seyn scheinet, die muß ich ihm mittheilen (hierauf nahm der König seine Flöte, und blies den Marsch, welchen er den vorigen Tag gehört hatte, ganz vollständig her). Nun, was meynt er dazu? — Kann er mir das wohl ein bisgen in Ordnung bringen? —

Sydow (stand erstaunt da, und wußte nicht, was er sagen sollte). Ewr. Ma-

jestät halten zu Gnaden! ich habe nie geleugnet, daß zwey Komponisten einige ganz ähnliche Gedanken haben können; aber hier — weiß ich nicht, was ich sagen soll. — Eben einen solchen Marsch, als Ewr. Majestät mir da vorgespielet haben, habe ich erst vor einigen Tagen komponirt; und ich bin gewiß, daß er bis jetzt noch nicht aus meinen Händen gekommen ist.

Der König. Das wäre ja ein wunderbarer Fall. Ich will ihm sagen, wie ich dazu gekommen bin. Verwichene Nacht konnte ich nicht schlafen, und da habe ich mir, die Grillen zu vertreiben, den Marsch halb im Traume ausgesonnen.

Sydow. Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll, Ew. Majestät. Erlauben Sie mir, daß ich nach Hause gehen darf, um meinen neuen Marsch zu holen; so wer=

den Ewr. Majestät finden, daß die Aehnlichkeit ganz ausserordentlich ist.

Der König. Nein, nein! — ich glaube ihm. Nun, da der Zufall so besonders ist; so will ich mir den Marsch für meine Garde ausbitten. Schicke er mir ihn zu.

Sydow empfahl sich hierauf, und sandte dem König den Marsch, der lange Zeit bey der Garde gespielet wurde, und erhielt dafür ein ansehnliches Geschenk.

Anfänglich konnte Sydow ganz und gar nicht begreifen, wie der König mit ihm auf so gleiche Ideen gekommen sey. Er glaubte, seine Schüler hätten ihm den Marsch gestohlen, und nahm daher mit ihnen eine scharfe Inquisition vor; bis er endlich erfuhr, daß ihn der König vor dem Thore, bey der Probe, belauscht habe. Er erzählte in der Folge diesen Vorfall mit der größten Lebhaftigkeit sehr oft. Den oft-

erwähnten Marsch nannte er: Friedrichs Traum, und hielt ihn für das merkwürdigste Stück seiner Komposition, das er Allen und Jeden, die etwas von ihm zu hören verlangten, bis zur Ermüdung vorspielte.

Merkwürdiges Schreiben des Königs an den Geheimen Finanzrath v. Brenkenhoff:

Vester Rath, besonders Lieber Getreuer! Ich habe mit größter Verwunderung und eben so großem Mißfallen ersehen, daß bey Anfertigung der Repartitionsliste, des für die Pommerschen von Adel ausgesetzten Gnadengeschenks, ein sehr großes Versehen vorgefallen ist. Nemlich, daß man darinnen den ganzen Lauenburgischen Kreis vergessen hat. Wie

gehet das zu? — Dieser Kreis gehöret in aller Absicht zu Pommern, und Ich weiß ohnedem, daß in demselben eine Menge Hülfe sehr bedürftiger Adel ist, dem Ich meine Unterstützung vorzüglich angedeihen lassen will. Nunmehr, da man mit der Auszahlung der Gnadengelder den Anfang gemacht hat; so weiß ich nicht, wie Ich es werde remediren können, da sich Meine Absicht auch auf diesen Kreis mit erstrecket. Deshalb habe Ich an meinen Großkanzler von Jarriges geschrieben, und von ihm zu wissen verlangt, wie hoch sich das zu extraordinären Begnadigungen Mir vorbehaltene Quantum beläuft; welche von Adel Ich darauf, und wie hoch, bereits angewiesen habe; auch wie viel zu Meiner Disposition übrig bleibt, damit Ich sehen kann, was Ich thun kann,

um dies Versehen einigermaßen wieder gut zu machen. Daher werdet Ihr wohlthun, wenn Ihr Euch mit Meinen Großkanzler einverständiget, und mir gemeinschaftlich Mittel an die Hand gebet, für die arme Familien im Lauenburgischen ebenfalls so, wie in Pommern und der Neumark, Meine Gnade wirksam zu machen; denn auch sie, will Ich geholfen wissen.

Ich bin Euer wohl affektionirter König.

Friedrich.

Potsdam,
den 21. October 1769.

An
den Geheimen Finanzrath von
Brenkenhoff.

Aus
Briefen, Nachschriften,
und
Marginalien.

Hier schick' ich meiner Schloßbibliothek eine ganze Menge Bücher zu jedermanns Gebrauch. Ich befehle hiermit wiederholentlich: daß man die Bibliothek so gemeinnützig als möglich mache, damit die Bücher alle mit Nutzen gelesen werden.

Da hat mir ein Italienischer Poet eine neue Oper geschickt; aber Gott bewahre alle Menschenköpfe für solchen Unsinn! der Mann muß nicht wissen, daß ein Metastasio in der Welt gewesen ist.

Er hält sich über die vielen Schmierer auf, die in Berlin sind; warum? steht nur in jeder Broschüre eine Einzige Wahrheit, die bessert, so ist der Schade reichlich er=

setzt! ein wenig Grusche auf Sandboden ist immer angenehm, und giebt wenigstens gute Hofnung, daß der ganze Fleck mit der Zeit sich begrasen werde.

Mein lieber Doktor, er legts umsonst darauf an, meine Gesundheit herzustellen. Alter ist Krankheit, das weiß ich! Seine Vorsorge kann mich vielleicht einige Minuten aufhalten, aber nicht hierlassen. —

Ich wünschte jeden Mann von Verdienst zu kennen, es ist der Könige Pflicht, sie hinzustellen wo sie hingehören; es thut mir aber leid, daß mir die Meisten unbekannt bleiben, und daß ich Manchen erhöhe, ders am Ende nicht verdiente. Es ist traurig, daß die meisten Menschen den Fürsten nur vom Hörensagen bekannt sind.

Man schreibt jetzt so viel von Toleranz und Aufklärung, und mir scheints, daß das Reich der Toleranz und Aufklärung nie uneiniger als jetzt gewesen ist. Ich hab' einen gelehrten Franzosen gekannt, der über die Harmonie der Ehe schrieb, und sich von drey Weibern hatte scheiden lassen.

Wie könnt ihr das für Pasquill halten? Ich halt' es selbst für wahr; und Alles, was wahr ist, ist nicht Pasquill. Machts nur darnach, daß man so was nicht schreibt.

Ihr meldet mir, daß man den Namen eines meiner verdienstvollsten Theologen an den Galgen geschlagen hat, das beschimpft den großen Mann nicht. Der unvernünf-

tige Pöbel kann keine Ehre rauben. Mir ist nun der alte S— desto ehrwürdiger.

Ich habe so viel gute Musici, daß ich ihn nicht bey mir employren kann. Da er sich selbst Virtuose nennt, wird ers wohl auch seyn, und schon noch eine würdige Versorgung finden, die ich ihm auch wünsche.

Er kann wegen der Hazardspiele nicht vigorös genug verfahren; denn die jungen Leute werden dadurch Bettler, noch ehe sie wissen, was Vermögen ist. Die Urheber solcher Hazardspiele sollen Spandau nicht entgehn, wenn er sie herauskriegt. Vigilir' er ja darauf!

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Beyträge zu den Anecdoten und Charakterzügen aus dem Leben Friedrichs des Zweiten

Bd.: 2.

Berlin (1788)

Bor. 27-1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10012607-2
VD18 90639200-001